

VENA CORK

**AUGEN
IN DER
NACHT**



Weltbild

MiMe books

Als ihr Mann bei einem tragischen Unfall stirbt, nimmt Rosa Thorn eine Stelle als Lehrerin an und hofft, ihr Leben wieder in den Griff zu bekommen. Doch die Probleme reißen nicht ab. Bald darauf schließt ihre 14-jährige Tochter Anna Freundschaft mit einem rätselhaften älteren Mann – und dieser besorgt sich umgehend einen Job als Gärtner in dem Park, der dem Haus der Thorns direkt gegenüberliegt. So kann er Rosas Familie zu jeder Tages- und Nachtzeit beobachten ...

Als der unheimliche Stalker immer präsenter wird und man schließlich ein Mädchen aus der Nachbarschaft tot auffindet, wendet sich Rosa an die Polizei – und stößt dort auf Unverständnis. Aber dann ist Anna plötzlich verschwunden. In ihrer Panik macht sich Rosa allein auf die Suche und muss sich der entsetzlichsten Situation ihres Lebens stellen ...

Rosa Thorn-Reihe

1. Augen in der Nacht
2. Galerie der Angst
3. Bühne des Todes

Vena Cork

Augen in der Nacht

Psychothriller

Aus dem Englischen von Frauke Czwikla

Weltbild

Die Autorin

Vena Cork lebt mit ihrer Familie in London. Sie hat als Schauspielerin und Lehrerin gearbeitet und sich nun ihren Traum vom Schreiben erfüllt.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Thorn.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Copyright der Originalausgabe © 2004 by Vena Cork

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by Knauer Verlag. Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Frauke Czwikla

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-094-4

Für Richard, Adam, Polly, Katy und Joe, mit all meiner Liebe

Rob Thorn tupfte eine Spur Grün auf die untere linke Ecke der Leinwand. Dann richtete er sich auf, musterte sie kritisch und lächelte schließlich.

»Das war's«, sagte er. »Fertig.«

Er wandte den Blick von dem Gemälde. Am Schluss fühlte er sich immer gleich: wie ein Tiefseetaucher, der vom Grunde des Ozeans in die wirkliche Welt zurückkehrte. Man musste sich vorsehen, nicht zu schnell aufzusteigen, sonst bekam man die Taucherkrankheit. Der Raum nahm allmählich wieder Gestalt an. Sein Blick wanderte über die an die Wände gelehnten Rahmen. So viele Werke. Und noch so viel zu tun. Aber nicht heute.

Flüchtig erblickte er sich in dem mit Farbspritzern übersäten Spiegel. Auf seinem Gesicht mit den hohen Wangenknochen und den dunklen Augen lag der ausgebrannte Ausdruck, den vollendete Werke mit sich brachten.

»Genug«, verkündete er seinem Spiegelbild.

Sein Körper war steif vom Bücken über die Leinwand. Er holte tief Luft, streckte sich und schnaubte voller Entzücken. Das Leben war schön. Er schaute aus dem Atelierfenster. Die späte Winterwelt leuchtete strahlend, kalt und klar. Im Consort Park gegenüber wetteiferten Schneeglöckchen und Krokusse um Aufmerksamkeit, ihre weißen und lilafarbenen Blüten leuchteten auf dem Rasen unter den kahlen Bäumen wie verstreute Juwelen.

In der Nähe der Tennisplätze entdeckte Rob zwei Frisbee spielende Gestalten: seine Kinder Anna und Danny.

Wie jedes Mal, wenn er gerade erst aus der hermetisch abgeriegelten Welt seiner Kunst zurückgekehrt war, stockte Rob angesichts ihres Zaubers der Atem. Es war schwer zu glauben, dass solche Geschöpfe existierten und, mehr noch, dass sie ihre Existenz ihm verdankten. Ihm und seiner bleichen, vollkommenen Rosa. Seiner Weißen Königin. Er klopfte gegen die Scheibe, aber sie waren zu weit entfernt, um ihn zu hören. Ihn überfiel der Drang, sich ihnen anzuschließen, ihnen zu versichern, wie sehr er sie liebte.

Frisbee zu spielen.

Nun, warum nicht. Das Gemälde war fertig. Er würde jetzt sofort hinausgehen und sich zu seinen Kindern gesellen. Er lächelte, während er sie beobachtete – schlaksige Teenager, die sich wieder in Kinder verwandelten, wie immer, wenn sie mit einem Ball oder einem Frisbee draußen im Park waren. Er ließ seinen Malerkittel zu Boden fallen, streifte einen Pullover über und wählte einen Track auf seinem MP3-Player. Bob Marleys schmelzende Töne erfüllten ihn mit Sonnenschein und Sehnsucht, als er das Haus verließ. Die beißende Winterluft schnitt in seine Lungen, und er fühlte sich wunderbar lebendig, ein empfindsames Geschöpf in einer Welt voller Sinnenlust. Heute Abend würde er sie alle zum Essen ausführen. In irgendein angesagtes Restaurant im West End. Er sah, wie Anna Danny mit einem fliegenden Angriff zu Fall brachte und nach dem Frisbee griff. Er lachte und rannte fröhlich vorwärts, zurück ins Land der Lebenden.

»No woman no cry«, sang Bob, als Rob vom Bürgersteig sprang.

Der Junge, der den gestohlenen Ford Mondeo fuhr, telefonierte in diesem Moment per

Handy mit einem anderen Jungen auf Spritztour. Er spürte einen Schlag, und etwas Dunkles glitt an der Windschutzscheibe vorüber wie eine Wolke, die die Sonne verdeckt. »Bis später«, verabschiedete er sich von seinem Kumpel und raste mit Warp-Geschwindigkeit auf und davon.

Die Thorn-Kinder hörten, wie Metall auf Fleisch traf. Sie sahen, wie eine lebensgroße Puppe einen Bogen durch die Luft beschrieb, bevor sie wie eine reife Wassermelone aufplatzte, als sie auf das Pflaster vor ihrem Haus prallte. Es dauerte nicht einmal eine Minute, bis sie begriffen, dass ihre Welt aufgehört hatte zu existieren.

In der nachlassenden Hitze des frühen Septembers gleicht der Consort Park einem jungen Mädchen nach einer durchzechten Nacht – schlampig, aber immer noch hinreißend. Goldenes Nachmittagslicht glitzert auf den Abfallkörben, und in der Ferne erkenne ich Mary, das Hologramm, die den neuesten lokalen Klatsch in die begierigen Ohren von Singing Vic träufelt. George, Jacques und Jules tragen einen Boulewettkampf aus, und der Künstler, der immer denselben Baum malt, malt denselben Baum. Alles ist, wie es immer war.

Während ich spazieren gehe, übe ich »Ich bin Witwe«.

In den neun Monaten seit Robs Tod habe ich nicht gelernt, diesen speziellen Satz in den Griff zu bekommen. Beim Vorsprechen interessiert sich niemand für den ehelichen Stand. Am Theater werden alle mit Miss angeredet. Aber bei Aushilfslehrern ist das anders. Es gibt Lehrerzimmer und Kollegen und Hochnäsigkeit. Besonders an der Churchill-Towers-Gesamtschule, falls man Jess Glauben schenken darf.

Welchen Tonfall soll ich anschlagen? Nüchtern? Ein tapferes kleines Lächeln? Kaum hörbar, mit leisem, singendem Timbre? Die bronzene Statue von Prinzgemahl Albert starrt von ihrem Sockel am Ende des Parks auf mich herab.

»Ich bin Witwe«, vertraue ich ihm an.

»Meine Frau war vierzig Jahre lang Witwe«, erwidert er. »Gewöhnen Sie sich daran.« Warum beginne ich überhaupt wieder zu unterrichten? Das ist einfach: wegen des Geldes. Eine Nebendarstellerin, die seit Monaten nicht mehr gearbeitet hat, bringt nicht einmal genug nach Hause, um einen Hamster ernähren zu können, geschweige denn eine dreiköpfige Familie.

»Ich bin Witwe«, versuche ich es noch einmal.

»Ich wünschte, ich wäre es«, bemerkt eine alte Frau auf der Bank, die einen Schal trägt, der den Bluterguss auf ihrer Wange nicht ganz verdecken kann. »Ich wünschte, ich wäre es.«

Nein, tust du nicht, alte Frau. Du möchtest nicht, dass dein Leben von irgendeinem Idioten zerstört wird, der sich, da es der Polizei egal zu sein scheint, noch immer auf freiem Fuß befindet und unschuldige Fußgänger umbringt. Du möchtest dieses gewisse Kreischen der Bremsen, gefolgt von einem dumpfen Aufschlag, nicht hören. Und du willst ganz sicher nicht das Licht deines Lebens auf der Straße liegen sehen, mit zerschmettertem Kopf und eindeutig tot.

Ich verlasse den Park, nicht durch das Tor, vor dem Rob starb, sondern durch einen Ausgang weiter oben am Hügel. Eines Tages werde ich den kürzesten Weg nach Hause nehmen, aber nicht heute. Nicht, solange ich noch sehen kann, wie sein Gehirn sich über das Pflaster ergießt und der weinende Singing Vic versucht, es mit seinem gemusterten Taschentuch wieder zurückzuschieben.

Und Anna und Danny, die reglos im Park stehen und zusehen.

Aber wir alle müssen weitermachen. Morgen ist ein neuer Tag. Die Zukunft winkt, und so weiter. Das Maß an Klischees ist voll.

Die Churchill-Towers-Gesamtschule ist unsere Zukunft.

Rob würde sich in seiner Urne umdrehen, wenn er wüsste, dass Anna und Danny von ihren Privatschulen auf die Gesamtschule gewechselt haben; tja, Rob, du hättest uns eben Geld für die Gebühren hinterlassen sollen, nicht wahr? Und du hättest nach links und rechts sehen sollen, bevor du auf die Straße getreten bist.

Anna steht vor unserem Tor und redet mit einem Fremden. Sie haben sich beide vorgebeugt und betrachten etwas. Es ist ein Eichhörnchen, das von einem weiteren zu schnell fahrenden Auto überfahren wurde. Es lebt noch, aber während wir es anstarren, seufzt es ein letztes Mal und ist dann still. Vielleicht hat Rob den gleichen Seufzer ausgestoßen, als er starb. Ich muss Singing Vic fragen.

Anna weint. »Armes kleines Ding.« Sie wendet sich an ihren Begleiter – dessen Wangen, wie ich bemerke, ebenfalls feucht sind. »Ich werde es in meinem Garten beerdigen.« »Hier«, sagt der Mann. Er hüllt das Eichhörnchen sorgsam in sein Halstuch und reicht es Anna.

Das Mitleid meiner Tochter für die dumpfe Kreatur rührt mich, aber ich wünschte, die Toten würden nicht alle in unserem Garten enden. Ihr gehört ein spezielles, sich immer weiter ausdehnendes Fleckchen, das Rob den Friedhof der Kuschtiere nannte. Er sagte, wenn er stürbe, könne sie ihn neben der Katze beerdigen, aber um keinen Preis wolle er in der Nähe des Goldfischs liegen.

Nun sieht es so aus, dass er sich in einer Urne hinten im Schrank befindet und auf meine Entscheidung wartet, was mit ihm geschehen soll.

»Anna, muss das sein? Wir werden bald keinen Platz mehr für Pflanzen haben.«

Anna würdigt mich keiner Antwort. Sie trägt das Eichhörnchen ins Haus, und ich folge ihr. Der junge Mann tritt auf dem sonnenheißen Pflaster von einem Fuß auf den anderen. Nach dem Sonnenschein draußen ist das Haus kühl. Die Wände wackeln, und die Phonstärken sprengen jede Vorstellungskraft. Danny spielt »Stairway to Heaven« auf der elektrischen Gitarre. Mit Verstärker. Selbst als hingebungsvolle Mutter weiß ich, dass er noch einen langen Weg vor sich hat, bevor Jimmy Page sich Sorgen machen muss. Aber er genießt es, und das ist die Hauptsache. Vielleicht ist die dilettantische Schrammelei seine Art, Schmerz und Verlust auszudrücken, zumal er seine Gefühle auf keine andere Art rausgelassen hat, so viel ist sicher. In der ersten Zeit nach Robs Tod ist Danny für uns alle stark gewesen. Ich habe ihn bis heute nicht weinen sehen. Ich habe versucht, mit ihm zu reden, ihm zu erklären, dass es auch mit siebzehn in Ordnung ist, traurig zu sein, aber ich kann seine selbstbeherrschte Fassade nicht durchbrechen. Jess sagt, es liegt daran, dass er ein heranwachsender Mann ist. Heranwachsende Jungen erzählen ihren Müttern absolut nichts. Aber was weiß sie denn schon? Ihr eigener spezieller Heranwachsender ist nicht gerade Mr. Normal.

Ich mache Abendessen. Anna erscheint, rot im Gesicht und verschwitzt vom Ausheben des Grabes. Gesegnete Stille tritt ein, als Danny, verführt vom Duft des Lammeintopfs, seine Gitarre fortlegt und zum Essen nach unten kommt. Gegen Ende der Mahlzeit breitet sich Schweigen aus. Niemand möchte den Tisch verlassen und tun, was er zu tun hat. Der morgige Tag dräut. Raus mit dem Alten. Rein mit dem ... was?

Wir alle sind uns der Lücke bewusst, des Platzes, an dem Rob früher gesessen hat.

»Sollen wir jetzt unsere Taschen packen?«, frage ich. Meine Kinder belohnen mich mit einem schwachen Lächeln.

»Ich werde der Lehrerin einen Apfel mitbringen. Oh, richtig – ich bin die Lehrerin.«

»Gib's auf, Mum«, sagt Danny.

Später trage ich den Müll hinaus. Annas Eichhörnchenmann ist noch immer da, auf der anderen Straßenseite, und starrt unser Haus an. Ich rufe hallo. Ohne ein Lächeln nimmt er meinen Gruß zur Kenntnis, reglos gegen die Umzäunung des Parks gelehnt. Ein Windstoß treibt ein paar tote Blätter den Pfad entlang. Ich schaudere. Hinter der nächsten Ecke lauert der Herbst.

Als wir am Morgen das Haus verlassen, um unser neues Leben zu beginnen, ist Eichhörnchenmann immer noch da. Er starrt das Haus an, als wäre es der Schlüssel zu allen Dingen. Als er Anna sieht, lächelt er und ruft ihr etwas zu, aber sie ist viel zu gedankenverloren, um ihn wahrzunehmen, und stapft grimmig die Straße in Richtung Churchill Towers entlang.

Ich frage mich, ob er die ganze Nacht hier gewesen ist. Dann setzt die Panik ein, und ich denke nicht mehr an geheimnisvolle Fremde. Wie soll ich Klassen voller aufsässiger Halbwüchsiger überleben?

Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erfand Alfred Churchill aus Willesden im Nordwesten Londons ein spezielles Zahnrad für die Eisenbahnindustrie. Dadurch wurde er stinkreich. Nachdem er beschlossen hatte, dass er ein großes Haus brauchte, um seinen neu erworbenen Status zu dokumentieren, kaufte er ein Stück Land auf einem Hügel nahe Willesden und engagierte einen Modearchitekten. Das Ergebnis war Churchill Towers. Der Architekt arbeitete unermüdlich, und heraus kam eine schwindelerregende Ansammlung von Türmchen und Zinnen, die wie eine Kreuzung aus St. Pancras Station und einer kleineren Narretei Ludwigs des Zweiten wirkte. Alfred verlangte nur eine einzige Änderung: Einer der Türme musste durch ein Observatorium ersetzt werden. Das wurde ordnungsgemäß ausgeführt, und er verbrachte den Rest seines Lebens, geschnitten sowohl von den sozial unter wie auch über ihm Stehenden, unter der Glaskuppel, wo er die Sterne beobachtete und über das Wesen der Existenz grübelte.

Nach seinem Tod verkaufte seine Witwe und zog dankbar in ihr Dorf zurück. Das Haus fand über die Jahre unterschiedliche Verwendung: als Krankenhaus im Ersten Weltkrieg, als geheime Regierungsabteilung im Zweiten Weltkrieg, als Irrenanstalt und schließlich, in den 1960ern, als Schule. Hinter der türmchenbewehrten Pracht des ursprünglichen Gebäudes wurde eine Monstrosität aus Glas und Beton hochgezogen, und die Churchill-Towers-Gesamtschule war geboren. Viele auf sozialen Aufstieg bedachte Eltern, die normalerweise keinen zweiten Gedanken an die Churchill verschwendet hätten, wurden von der Pracht der Alfredschen Türmchen dermaßen geblendet, dass sie die Schule für ein ordentliches Gymnasium hielten.

Der gegenwärtige Schulleiter hatte mehr als sein Teil getan, um diesen Eindruck zu verstärken. Seine fein gemeißelten Züge und sein offenes, aber doch vertrauliches Benehmen haben ihn zum Lieblingsschulleiter der Fernsehnation gemacht. Er ist beinahe wöchentlich auf dem Bildschirm zu sehen, entweder in den Nachrichten, wo er Kommentare zur neuesten Bildungsinitiative der Regierung abgibt, oder in verschiedenen seriösen Debattierprogrammen, in denen er ausführlich den Zustand unserer Schulen darlegt. Sein Name lautet Leonard Ratchett, aber alle kennen ihn als Leo.

Alle, außer Jess, die an der Churchill den Fachbereich Englisch leitet. Für sie ist er Rattenschiss.

Und seit heute ist er mein Chef.

Ich bin nicht an Chefs gewöhnt. Als Wanderschauspieler und Hausfrau bin ich immer

mein eigener Boss gewesen. Die Lehrerstelle ist Gott sei Dank nicht für immer – nur eine Teilzeit-Mutterschaftsvertretung, drei Tage die Woche bis Ostern.

Wie werde ich nach zwanzig Jahren außerhalb der Klassenzimmer damit zurechtkommen? Jess sagt, es sei pipileicht, aber Singing Vic, ein an mehreren Schulen unterrichtender Musiklehrer, singt ein anderes Lied. Ich könnte tief in der Sch... sitzen. Er hat versucht, einige seiner verstörenderen Geschichten abzuschwächen, seit ich ihm die Neuigkeit erzählt habe, aber mich kann man nicht täuschen. Wie könnte ich vergessen, dass er seinen Arm drei Wochen lang in der Schlinge trug, weil ein psychotisches Kind den Klavierdeckel auf seine Hand geknallt hatte? Oder den Freitag, an dem ihn sein Barbershop-Quintett im Musikzimmer einschloss und er erst am Montagmorgen gefunden wurde?

Ich bin von diesem Job so begeistert wie ein Truthahn von Heiligabend.

Als ich die Pforte erreiche, ist Anna bereits in einem Wirbel aufgeregter Halbwüchsiger verschwunden. Ich drehe mich um, um Danny viel Glück zu wünschen, aber auch er ist fort. Keiner von beiden ist sonderlich erfreut darüber, dass ich mich bei dem großen Abenteuer Churchill Towers zu ihnen geselle. Eine Mutter, die deine Kumpel in Schauspiel unterrichtet, trägt nicht grade zum Ansehen bei. Aber wie ich Danny gesagt habe, Bettler haben keine Wahl, und ich mache das nicht als gerissene elterliche Überwachungsübung. Ich würde viel lieber meinem Wunschberuf nachgehen und nicht einem, den ich ablehne. Ich bin nur Lehrerin geworden, um den Wunsch meiner Mutter zu erfüllen, die wollte, dass ich einen richtigen Beruf habe, falls meine Schauspielkarriere versandet. Ich bereue nichts, denn so lernte ich Rob kennen: auf dem College. Nach meinem Abschluss lehrte ich ein oder zwei Jahre an einer Schule, die später geschlossen wurde – was hoffentlich nicht mit meinem miesen Unterricht zusammenhing. Ich verabscheute es und schwor mir, nie wieder in diesem Beruf zu arbeiten.

Moral: Schwöre niemals unverbrüchliche Eide. Sie könnten auf dich zurückfallen.

Und verliebe dich niemals und bau dir ein Leben mit jemandem auf. Er könnte sterben, und was wird dann aus dir?

Eine Woge des Widerwillens überrollt mich, ich möchte mich am liebsten übergeben. Kein guter Anfang.

Deshalb erscheint es passend, dass in diesem Augenblick Lärm meine Ohren quält, der so laut ist, dass er das ganze Universum zu umfassen scheint: Die berüchtigten ersten vier Noten von Beethovens Fünfter dröhnen aus einer Lautsprecheranlage. Vor meinen Augen wird der Mahlstrom der Körper wie von einem Staubsauger durch die verschiedenen Eingänge in das Gebäude gezogen. Als das letzte Kind verschwunden ist, bricht die Musik ab. Ich bin als Einzige auf dem Pausenhof übrig geblieben. Meine Trommelfelle pulsieren sanft. Ich sammle mich gerade wieder, als mich die Stimme Gottes von oben anruft.

»Mrs. Thorn, nehme ich an?«

Ich schaue mich um. Ich bin allein, sieht man von meinem Gefühl ab, von Hunderten Augenpaaren beobachtet zu werden.

»Hier oben.«

Ich schaue an der Fensterreihe empor. Ich sehe haufenweise Schulkinder, und sie lachen. Mich aus. Bitte, Gott, mach, dass Anna und Danny nichts von meiner Demütigung

mitbekommen.

»Nicht dort«, wiederholt die Stimme. »Hier. Im Observatorium.«

Ich schaue zu der riesigen Kuppel hoch. Ein hübscher Mann im makellosen Nadelstreifenanzug lächelt herab. In der Hand hält er ein Mikrofon, mit dem er seine schön modulierte Stimme verstärkt.

»Willkommen an der Churchill. Wir sind dankbar, dass Sie so kurzfristig einspringen können. Ich hoffe, Sie und Ihre Kinder werden sich hier wohl fühlen. Danny und Anna, richtig? Mittelstufe und Abschlussklasse? Großartig. Falls es Probleme gibt, meine Tür steht immer offen. Vereinbaren Sie einfach einen Termin bei meiner Sekretärin.«

Bevor ich etwas erwidern kann, senkt sich eine Reihe elektrischer Rollläden, und ich bin wieder allein. Eine Papierkugel trifft mich an der Wange, und ich höre ein Kichern. Ich bin so weit, nach Hause zu fahren und zu weinen, als Jess erscheint.

»Scheiße, Rosa, du hast die Lehrerversammlung verpasst.« Sie merkt, dass ich das leere, weiße Gesicht des Observatoriums anstarre. »Hat Rattenschiss seine Partynummer abgezogen? Er liebt es, neue Leute mit seiner ›Stimme aus dem Nichts‹ zu erschrecken. Er hat einen Kontrolltick. Wichser.«

Jess kommt nicht darüber hinweg, dass Leo Primrose Pepper zur stellvertretenden Leiterin ernannt hat, nachdem er sie glauben gemacht hatte, sie würde die Stelle bekommen. Persönlich bin ich von seiner ungewöhnlichen Form der Begrüßung eigentlich recht eingenommen. Sie verrät eine gewisse Exzentrík – etwas, das ich in unserer homogenen Designerwelt immer erfreulich finde.

Jess zeigt den heruntergelassenen Rollläden den Stinkefinger und schiebt mich ins Gebäude, wo ab jetzt Verwirrung, Unzulänglichkeit und Chaos meinen Tag bestimmen werden. Ich werde dem Leiter des Fachbereichs Darstellende Künste vorgestellt. Dave Alessi ist jung, sprühend und voller Hingabe. Er hat sich eine Glatze rasiert und ein kleines Tattoo am Hals, und er glaubt eindeutig, dass ich über größere Kenntnisse verfüge, als es der Fall ist. Seine Einweisung ist beiläufig und lässt keinen Raum für Fragen. Ich erhalte einen Stapel unverständlicher Arbeitspläne, werde in Richtung meines Klassenzimmers geschoben und dann allein gelassen, um weiterzumachen. Danach brandet Welle um Welle von Kindern über mich hinweg, die Schauspielunterricht offensichtlich für Freistunden halten. Die Jungen rollen über den Boden und schlagen aufeinander ein, und die Mädchen richten sich gegenseitig die Haare und tauschen Lipgloss.

Gelegentlich bekommen sie Mitleid mit mir und hören zu.

Sehr gelegentlich führen sie eine kleine Szene auf, falls man das so nennen kann.

Als es endlich 15:30 Uhr ist und wir alle begleitet von den Klängen der Ouvertüre der Zauberflöte das Gebäude verlassen, vergesse ich vollkommen, nach meinen Kindern Ausschau zu halten. Benommen schwanke ich nach Hause.

Aus dem Observatorium beobachtete Leo Ratchett, wie Rosa Thorn über den Pausenhof ging und dabei Fußbällen und Raufereien auswich.

»Bleich wie der Mond und zweimal so weit fort«, sagte er. »Interessant ... Hoffe, sie legt die Trauerkleidung bald ab. Frauen in Schwarz sehen so trostlos aus.«

Er lächelte. »Vielleicht wird Churchill Towers Rosas Wangen wieder rosa färben.«

Als ich zu Hause ankomme, nehme ich Annas neuen Freund kaum wahr, der immer noch vor dem Haus steht. Ich habe Zustände. Ich habe den größten Fehler meines Lebens begangen. Warum habe ich geglaubt, ich könne nach zwanzig Jahren Abwesenheit einfach so zurück ins Klassenzimmer paddeln? Ich muss vollkommen verrückt sein. Ich kann das nicht. Ich will auch nicht. Lieber verkaufe ich meinen Körper an den nächstbesten Fremden.

Mit zitternden Händen lasse ich den Kessel voll laufen und versuche, nicht an ein unerfreuliches Kind namens Wayne zu denken, das sich vorgenommen hatte, meine besten Rollenspiele zu sabotieren und damit einen Erfolg landete, der seine kühnsten Erwartungen übertraf. Und auch nicht an Primrose Pepper, die stellvertretende Schulleiterin, die in dem Moment hereinschaute, als die gesamte 7c über den Boden rollte, aufeinander eindrosch und »Verpiss dich!« brüllte.

»Wie interessant. Wirklich gut, dass wir jetzt jemanden mit echter Theatererfahrung bei uns haben«, hauchte sie. Ich versicherte ihr, es handle sich um ein Vertrauensspiel. Ich glaube nicht, dass ich sie überzeugt habe. Ich hasse sie. Ich hasse Churchill Towers, und ich hasse Jess, weil sie mir diese grauenvolle Stelle vermittelt hat.

Verdammt sollst du sein, Rob. Wenn du unser ganzes Geld doch statt in Schulgebühren in eine Lebensversicherung gesteckt hättest. Ich weiß, dass du nach deiner beschissenen Kindheit nur das Beste für deine eigenen Kinder wolltest, aber trotzdem ...

Ich mache mir Tee und esse drei Schokoladenkekse, während ich versuche, der unvermeidlichen Schlussfolgerung auszuweichen, auf die mein Verstand zusteuert. Ich bin auf ein regelmäßiges Einkommen angewiesen. Selbst wenn ich meinen kurzen Vertrag an der Churchill Towers erfülle, was dann? Soll ich eine Vollzeitstelle als Schauspiellehrerin annehmen und die Schauspielerei aufgeben? Als Aushilfslehrerin arbeiten und versuchen, nebenher Rollen zu ergattern? Selbst wenn ich, was Gott verhüten möge, als Vollzeitlehrerin ende, kann ich damit nicht mehr als das absolut Notwendige verdienen. Die Zeiten, in denen Unterrichten in London ein auskömmliches Einkommen bedeutete, sind lange vorüber.

Ich brauche mehr Geld, und jetzt kommt der Teil, dem ich mich nicht stellen will – es gibt eine einfache Möglichkeit, es zu verdienen.

Ich könnte Robs Atelier als möbliertes Zimmer vermieten.

Ich habe seit seinem Tod vor neun Monaten keinen Fuß mehr hineingesetzt. Ich kann nicht.

Jedes Mal, wenn ich es versuche, passiert dasselbe: Ich drehe den Türknauf, meine Hand verweigert den Gehorsam, und ich beginne zu schwitzen. Mein Herz rast, meine Sicht verschwimmt. Ich zittere krampfhaft und kann nicht atmen. Am Ende gehe ich fort und rede mir ein, ich hätte ohnehin nicht in Robs Zimmer gewollt.

Warum habe ich solche Angst?

Ich trinke meinen Tee aus und gehe nach oben. Starre die Tür an, konzentriere mich darauf, sie zu öffnen. Nichts passiert. Schweiß rinnt mein Rückgrat hinab. Ich

umklammere den Knauf, befehle meinen Fingern, ihn zu drehen. Die Minuten vergehen. Dann erlöst mich ein blendender Gedanke aus meiner Erstarrung. Die Bilder werden im Gartenschuppen verstaubt werden müssen!

Bevor er starb, hatte Rob den Schuppen zu seinem ständigen Atelier umgebaut. Er hatte in der Woche, in der er umgekommen war, umziehen wollen. Deshalb ist mir vollkommen klar, dass er fertig sein muss. Trotzdem rase ich die Treppen hinunter und zur Tür hinaus, bevor man auch nur »Panikattacke« sagen kann.

Alles ist, wie es sein soll: ein perfektes Atelier für einen Maler von wachsendem Ansehen, der ein wenig mehr Raum und Abstand zu seiner Familie braucht.

Ich marschiere die Treppen wieder hoch und stoße die Tür auf. Alles ist noch da. Die Gemälde – vollendete und halb vollendete –, der Tisch mit den ordentlich aufgereihten Pinseln, Palettenmessern, Lappen. Der vertraute Geruch nach Leinöl, Terpentin und Farben. Der Raum ist völlig verstaubt, und ich kann meine Fußspuren erkennen, die quer durch das Zimmer auf mich zuführen. Es sind nicht die Einzigen. Eine Anzahl kleinerer Abdrücke führt hin und zurück, von der Tür zum Kamin am Ende des Raums.

In der Feuerstelle ist ein kleiner Altar. Ein Foto von Rob – aufgenommen in unserem letzten Urlaub wenige Monate vor seinem Tod – steht in einem Silberrahmen zwischen zwei Kerzen, neben einem Räucherstäbchenhalter und der kleinen schwarzen Urne mit seiner Asche, von der ich geglaubt habe, dass sie sich in meinem Kleiderschrank befindet. Ich kann den Anblick der Urne nicht ertragen, deshalb greife ich nach dem Foto und betrachte stattdessen meinen Ehemann. Er lacht die Person an, die den Schnappschuss macht – mich –, und er wirkt so ... lebendig. Seine dunkelbraunen Augen leuchten verschmitzt, und seine schwarze Haut glänzt in der Sonne wie lackiert.

Rob im Urlaub – und der Fanatismus, mit dem er seine Arbeit betrieb, wie fortgeblasen. Künstler sind seltsame Geschöpfe. Ihr Werk trägt sie tief in ihr Innerstes, in eine andere Dimension. Ihre Körper sind anwesend, aber das ist auch alles. Als Experiment erzählte ich Rob einmal, ich wäre die Treppe hinuntergefallen und glaubte, mein Hals wäre gebrochen. Er runzelte mitleidig die Stirn, sagte »Armer Schatz« und schmierte weiter. Darum waren Urlaube so wichtig für uns. Im Urlaub war Rob vollkommen bei uns. Er wärmte unser Leben mit Freude und Lachen und Liebe, verströmte sich an uns mit derselben Intensität, die normalerweise seiner Kunst galt.

Es ist Annas Altar.

Also hierhin geht sie nachts. Ich habe sie herumschleichen hören, wenn sie glaubt, dass wir schlafen. Ich weiß, ich sollte dann aufstehen und nachsehen, ob mit ihr alles in Ordnung ist, aber ich kann nicht. Während des Tages versuche ich eine gute Mutter zu sein, aber die Nacht ist anders. Dann kommt meine Zeit mit Rob, in der ich seinen Schlafanzug anziehe, mich in unserem Bett zusammenrolle und ihn heraufbeschwöre. Ich kann meine Nächte mit niemand anderem teilen, nicht einmal mit meiner Tochter. Aber die Vorstellung, dass sie seit Monaten Nacht für Nacht hierher kommt, um mit ihrem toten Vater zu reden, ist mehr, als ich ertragen kann.

Ich lasse meinen Blick wieder durch den Raum wandern. Robs Malerkittel liegt auf dem Boden. Ich hebe ihn auf. Der Kragen ist schmierig. Ich halte ihn an die Nase, und da ist er, schwach, aber unverwechselbar: sein Geruch. Schweiß und Moschus und Haare.

Wie kann er tot sein, wenn ich ihn so deutlich rieche?

Ich sehe mich in seinem gesprungenen Spiegel: eine vogelscheuchenhafte Frau mit wilden roten Haaren, deren bernsteinfarbene Augen glitzern, während sie einen alten, schmutzigen Kittel umklammert, als wären es die Kronjuwelen. Die Nachmittagssonne, deren Licht durch den Raum strömte, verschwindet plötzlich, und ich habe das Gefühl, von der Realität abgeschnitten zu sein. Zu schweben. Der Geruch lebt. Rob nicht. Dann kommen die Tränen. Und ich verfluche ihn wegen seines Sterbens, hämmere mit den Fäusten auf den Tisch, schleudere Pinsel und Farben herum. Der Teil von mir, der noch bei Bewusstsein ist, hofft, dass Singing Vic nebenan nicht gerade jetzt eine Musikstunde gibt, aber eigentlich ist es mir egal.

Endlich ist es vorüber. Ich fühle mich gereinigt.

Und der Raum ist nur ein Raum.

Eine Welle der Energie strömt durch meinen Körper. Ich besitze Superkräfte. Innerhalb einer Stunde habe ich die großen Leinwände nach unten geschafft. Ich beschließe, ein wenig abzuwechseln und einige kleinere Dinge wegzubringen. Ich krieche unter dem Tisch herum, wo ich eine graue Stahlkassette finde.

Sie ist verschlossen. Ich wusste nicht, dass mein Ehemann eine verschlossene Kassette besaß.

Ich bin zwischen dem Drang, sie aufzubrechen, und dem ebenso starken Impuls, sie in Ruhe zu lassen, sogar fortzuwerfen, hin- und hergerissen. Ist es beiseite geschafftes Geld oder ein weiteres Testament, in dem er alles seiner Zweitfamilie in Surbiton hinterlässt?

Wie Pandora öffne ich mit einem Messer und einer Haarnadel den Deckel, aber die Kassette ist leer bis auf ein abgegriffenes Päckchen Spielkarten, einige Würfel und ein Blatt Papier, auf dem steht: Ich schulde Robin Thorn 2343 £. Unterschrieben ist es mit Vic Verdi, das Datum liegt einen Monat vor Robs Tod.

Singing Vic.

Rob, Singing Vic und Guy Gropius, unser Nachbar zur anderen Seite, pokerten gelegentlich zum Spaß, aber mir war nicht klar, dass sie um Geld spielten. Rob sagte immer, es ginge um Streichhölzer. Also warum die verschlossene Kassette? Vielleicht schuldete Singing Vic ihm wirklich 2343 £. Wenn das der Fall war, warum hatte er dann nichts gesagt?

Oder sie gezahlt?

Er weiß, wie arm wir sind.

Singing Vic ist ein Opernsänger ohne feste Anstellung, der zwischen seinen Engagements Stunden gibt, zusätzlich zu der wöchentlichen Schicht an der Churchill Towers. Sein wirklicher Name lautet Victor Green, aber er hat ihn zu Vittorio Verdi geändert. Sein Vater war ein Liverpooler Hafenarbeiter, und Victor hat seine mächtige, vierschrotige Statur und den fassförmigen Brustkasten geerbt. Er ist ein gutmütiger, aufrichtiger Liverpooler. Die einzige Täuschung, bei der ich ihn je erwischt habe, ist ein italienischer Akzent, den er aufsetzt, um leichtgläubige Schüler zu beeindrucken.

Ich glaubte ihn zu kennen. Vielleicht irre ich mich. Ich kenne ihn als guten Nachbarn, nicht als engen Freund. Und nun schuldet er mir Geld. Falls der Gewinn aus einem Pokerspiel etwas ist, das ich einfordern möchte.

Ich bringe es so oder so nicht über mich, das Thema anzuschneiden. Es ist zu

erniedrigend.

Ich bin in der Küche und suche nach einem Karton, in dem ich die Pinsel und Farben verstauen kann, als ich von einem Aufschrei unterbrochen werde. Es ist Anna, die aus der Schule zurück ist.

Sie ist in Robs Zimmer. Nicht zum ersten Mal bin ich von ihrer seltsamen Schönheit verzaubert. Obwohl erst vierzehn, ist Anna bereits 1,75 Meter groß und gertenschlank. Die Kombination kaukasischer und karibischer Gene hat unserer Tochter ein bezauberndes Äußeres beschert: blonde Afrolocken, honigfarbene Haut und leuchtende haselnussbraune Augen. Nun lodern diese Augen. Anna sieht aus wie ein präraffaelitischer Engel, der den Ungläubigen mit dem flammenden Schwert den Zutritt zum Himmel verwehrt.

»Du hast nicht das Recht, hier hereinzukommen und ihn zu stehlen. Ich hasse dich.«

Ich sage, dass mir als Robs Witwe seine Urne gehört: Technisch betrachtet hat sie sie mir gestohlen. Ich erkläre, warum ich das Studio ausgeräumt habe. Ich versichere ihr, dass wir es im Schuppen wieder aufbauen werden, was Rob ohnehin geplant hatte. Aber sie ist unerbittlich.

»Du hast ihn vernichtet.«

»Nein. Das war der Bastard, der ihn überfahren hat.«

»Er war immer hier, und jetzt ist er fort.«

Sie nimmt die Urne, die Kerzen und das Foto mit in ihr Zimmer. Sie bleibt den ganzen Abend dort, verweigert das Abendessen, und ich habe keine Ahnung, wie ihr erster Tag an der Churchill verlaufen ist, weil sie nicht mit mir redet.

Am nächsten Morgen ist sie fort, bevor ich mich angezogen habe. Als ich durch die Vorhänge spähe, um herauszufinden, ob sie ihr Lunchpaket mitgenommen hat, sehe ich sie mit dem erbärmlichen Eichhörnchenmann reden. Sie laufen gemeinsam die Straße hinunter.

Er war älter, als Anna ihn in Erinnerung hatte. Mindestens Ende zwanzig.

Seine Haut war ledern, und er hatte tiefe Falten um die Augen, aber die Augen selbst waren schön: grau und leuchtend. Wie ein See an einem windstillen Tag.

An seinem linken Ohr glitzerte im Licht der Morgensonne eine goldene Kreole, an der ein winziges Kreuz aus Süßwasserperlen baumelte. Mit den schulterlangen schwarzen Haaren sah er wie einer der Helden in diesen blöden Schwarzweißfilmen des Spätprogramms aus.

»Möchtest du etwas Schönes sehen?«, fragte er.

Anna dachte an die Warnungen ihrer Mutter vor fremden Männern. Besonders vor fremden Männern, die fragten, ob man etwas »Schönes sehen« wollte. Aber durch die Zerstörung von Dads Atelier hatte ihre Mutter jedes Recht verloren, sich einzumischen. Abgesehen davon war der Mann kein Fremder. Er hatte mit ihr um das tote Eichhörnchen geweint. Ihr sein Halstuch gegeben. Dad hatte sie immer gemahnt, den Abenteuern des Lebens offen zu begegnen. Wenn er hier wäre, würde er schon längst mit dem Eichhörnchenmann plaudern.

»Was?« Sie kreuzte die Finger und betete, dass er nicht den Reißverschluss öffnete und seinen Penis rauszog. Sie fragte sich, was sie machen sollte, falls er das tat.

Aber seine Hände waren nicht mal in der Nähe seiner Hosen. Stattdessen streckte er sie ihr mit leicht gekrümmten Handflächen entgegen.

»Schau.«

Darauf hockte reglos ein seltsam knöchiges Geschöpf. Es war braun und dünn, nur Knochen und Gelenke.

»Es ist ein Stabinsekt.« Die grauen Augen trafen ihre. Die Intensität erschreckte sie.

»Man bemerkt sie nicht, weil sie wie ein Zweig aussehen. Ich habe es auf einem abgebrochenen Ast entdeckt. Es muss aus einem Terrarium entwischt sein. Diese Stabinsekten leben hier nicht wild.«

Anna betrachtete das kleine Wesen. »Stabinsekt« war sie gestern von einem Mädchen an der Schule genannt worden.

»Ich muss gehen«, sagte sie und wandte sich ab.

Eichhörnchenmann ließ sich neben ihr in Gleichschritt fallen. Auf dem gesamten Weg zur Schule sprach er über die Lebensgewohnheiten von Stabinsekten. An der Pforte verließ er sie.

»Tschüss«, sagte er, und es schien ihn nicht zu stören, dass sie nicht antwortete.